Die Wege Gottes.

„Folgt eurem Gotte nach, und seinen Gang —
Den sollt ihr gehen euer Leben lang!“ —
So tönt der Spruch Moscheh's aus Gottes Munde,
Und Israel vernimmt erstaunt die Kunde:
„Wie? folgen dem, deß Weg' in Sturm und Wettern,
Die Berg' entwurzeln, Cedern niederschmettern?
Wie? folgen dem, der zieht durch Meereswogen, —
Wer zeigt die Spur, wo er hindurch gezogen?“ — —
Da sprach Moscheh: „Ich will sie euch benennen
Die Wege Gottes, lehren sie euch kennen.
Nur zwei — so hört! nur zwei sind Gottes Pfade:
Wahrheit der eine — und der and're Gnade.
So lernt sein Wort, das ewig wahre, üben
Und lernt, wie er — nur Gutes thun und lieben!“ —

Dr. M. Sachs.

„Kommt Kinder, hört mir zu!“ Ps. 34,12.

Von Dr. B. Kuttner in Frankfurt a. M.

XXIV.

Im 5. B. Mos. 16, 19 heißt es: Du sollst das Recht nicht beugen, du sollst kein Ansehen kennen und keine Bestechung nehmen; denn Bestechung blendet die Augen der Weisen und verkehrt die Worte der Gerechten! Wir sollen also, wenn es sich um Recht handelt, nicht zusehen, ob ein Reicher oder Armer, ein Vornehmer oder Geringer, ein Freund oder Feind vor uns steht, sondern gewissermaßen ohne ihn anzusehen nur unserem Gewissen gehorchen und nur demjenigen Recht geben, der wirklich gerecht ist. Auch uns selbst dürfen wir nicht Recht geben, wenn wir im Unrecht sind, sonst beugen wir das Recht.

Wie würde es auch in der Welt aussehen, wenn wir das Recht beugen, also ungerecht sein wollten! Dann würde ja nur der Starke, der Reiche, der Mächtige bestehen können; der Arme aber, der Schwache und der Friedliche würde zu grunde gehen; es würde unter den Menschen bald zugehen wie unter den Tieren, wo auch das stärkere das schwächere verzehrt; ja noch

schlimmer, denn der Mensch mit seinem Verstande kann noch gefährlicher und grausamer sein als ein Tier, vor dem man sich doch noch schützen kann. Deswegen sagt der Talmud (Sprüche der Väter 1,18) sehr richtig: „Durch drei Dinge wird die Welt erhalten: durch Recht, Wahrheit und Frieden.“ Obenan steht also das Recht. Und gegen nichts haben die Propheten mehr geeifert, nie sind ihre Strafreden flammender gewesen, als wenn sie gegen die Ungerechtigkeit der Mächtigen, der Vornehmen und Reichen sprachen.

Hütet euch also, jemals parteiisch zu werden; sorget dafür, daß Recht immer Recht bleibe; und laßt euch nicht verleiten ungerecht zu sein, einen Freund oder eine Freundin vorzuziehen oder ihnen Recht zu geben, wenn sie euch vielleicht etwas geschenkt haben. So ein Geschenk nennt man Bestechung, und „Bestechung blendet die Augen der Weisen und verkehrt die Worte der Gerechten“, wie es in dem oben angeführten Verbote heißt. Das will sagen: Wer sich bestechen läßt, sieht nicht mehr, wo das Recht ist, sondern giebt dem Recht, der eigentlich Unrecht hat; wer sich bestechen läßt, spricht nicht mehr, was wahr ist, sondern nur noch Unrecht; der kehrt also das Recht in Unrecht und das Unrecht in Recht um. Nun werdet ihr die Worte des mosaischen Verbotes, wenn ihr es noch einmal leset, besser verstehen.

Das sicherste Mittel, um immer gerecht zu sein, giebt uns ein Wort des Talmud (Sabb. 31); es lautet: „Was dir nicht gefällt, das thue auch keinem andern“. Bei allem also, was wir jemandem thun, oder was wir über ihn reden wollen, müssen wir uns fragen, ob es uns gefallen würde, wenn er uns dasselbe thäte oder ebenso von uns reden wollte. Und wenn wir uns sagen müssen, daß es uns nicht gefallen würde, so müssen wir es unterlassen. Thun oder sagen wir es aber dennoch, so sind wir ungerecht, begehen eine Sünde, und das Gewissen wird uns immer wieder Vorwürfe machen. Die Menschen aber werden uns nicht lieben, sondern mit der Zeit hassen und vielleicht auch gegen uns ungerecht werden. Merket euch auch den Spruch Salomos (22,8): „Wer Unrecht säet, wird Unheil ernten“.

Fügungen.

(Nachdruck verboten.)

Erzählung für die reifere Jugend von Regina Neisser.

„Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast Du Dir Macht gegründet.“

„Trudchen, Kind, wie konntest Du mich so erschrecken? Du hast ja förmlich Sturm geläutet“, empfing Frau Werner ihr aus der Schule heimkehrendes achtjähriges Töchterchen an der geöffneten Thür eines Vorraumes, der Entrée und Küche bildete und in Sauberkeit strahlte.

„Ja, aber Mütterchen, ich hab' nur ein bischen sehr auf den Knopf gedrückt“, entschuldigte sich das Kind kleinlaut und bot den frischen kleinen

Mund der Mutter zum Kuß, um gleich darauf in heller Aufregung auszurufen: „Und denk' Dir mal, Mütterchen, Ritters gehen in diesem Sommer in die Sommerfrische!"

„So," meinte lächelnd die Mutter, „daher also das „bischen sehr Drücken" auf den Knopf."

„Ja, sieh' mal, Mamachen, und Lottchen und Elschen sagen, dort ist es so schön! Lauter grüne Bäume, viel grüner als im Park, und viel, viel schönere Rasenplätze und Spielplätze, und Sand zum Graben, und Schaukeln, und Tauben, Hühner und Enten! — Mama, können wir denn da nicht auch hin?"

„Aha, also das ist es, was mein Kind in solche Aufregung bringt?" Frau Werner setzte sich auf den Küchenstuhl, und ihr Kind auf den Schoß hebend, schaute sie diesem zärtlich in das erregte Gesichtchen.

Die Kleine war ein bildschönes, aber sehr zartes Geschöpfchen, dessen ausdrucksvolle dunkelblaue Augen fast noch eindringlicher zu sprechen verstanden als der rosige kleine Mund, den die Mutter innig küßte.

„Wird mein Trudchen auch nicht weinen, wenn Mama sagt: „Nein, das können wir nicht?"

Aber da waren sie auch schon, die Thränen, und perlten in großen klaren Tropfen über die zarten Wangen, den zuckenden Mund:

„Aber, liebe Mama, ich möchte doch so gern."

Die Mutter streichelte liebevoll das goldene Lockenhaar ihres Kindes, das sich fest gegen ihre Brust gedrückt hatte. Sie unterdrückte einen Seufzer und lächelte, und ihre Stimme klang zärtlich und aufmunternd, als sie sagte:

„Höre, mein Liebling, Du bist schon ein vernünftiges kleines Mädchen, weißt Du denn nicht, daß Mama Pflichten hat, die sie hier festhalten? Du weißt das nicht? schüttelst den Kopf? Nun, paß einmal auf! Wer sollte inzwischen alle die Schalen, Tassen, Fächer u. s. w. für den guten freundlichen Herrn Berger malen, wer sollte dies wohl thun, wenn Mama inzwischen fortreisen wollte?"

Trudchen hatte das Köpfchen erhoben und aufmerksam zugehört, und nun rief sie plötzlich strahlend und eifrig: „O Mamachen, da wartet er einfach, er ist ja so gut!"

Die Mutter lachte herzlich, schaute aber in demselben Augenblicke überrascht nach der Thür, die sie, da sie in der Küche noch beschäftigt war, die letzte Hand an das bescheidene Mittagmahl für sich und ihr Kind zu legen, der Hitze wegen offen gelassen hatte, in deren Rahmen sie eine kräftige Männergestalt erblickte. Ein herzliches Lachen ertönte auch von dort, und eine volltönende Männerstimme rief: „Bravo, kleine Trude, Du hast Recht! Das wird er gern thun, und Mama geht mit Dir in die Sommerfrische."

Herr Berger hatte unbemerkt von Mutter und Kind schon ein Weilchen in der Thür gestanden und die kleine Scene mit angehört. Mit respektvoller

Verbeugung trat er nun in die halboffene Küchenthür, während Frau Werner die Kleine von ihrem Schoß gleiten ließ und sich erhob. Sie war eine noch jugendliche Erscheinung von vornehmer Haltung, deren feine regelmäßigen Gesichtszüge aber älter erschienen durch einen tiefernsten Ausdruck, der von schweren Erlebnissen zu erzählen schien, der allerdings im Verkehr mit ihrem Kinde vollständig verschwand, aber bereits jetzt wieder hervorzutreten begann. Der Kunsthändler bedauerte es fast, das hübsche Bild, das ihm Mutter und Kind in ihrem innigen Gespräche, das sie seine Schritte auf der Treppe ganz überhören ließ, geboten, so schnell zerstört zu haben; doch rasch einen Schritt näher tretend und sich noch einmal tief verbeugend, bat er: „Verzeihen sie die Störung, verehrte Frau, der schwere Kummer Ihrer kleinen Tochter geht mir sehr zu Herzen, und ich freue mich, denselben lindern zu können, da ich der Ueberbringer froher Botschaft bin! Trudchens Vertrauen macht mich stolz, — er nickte dem lieblichen Kinde freundlich zu — ich werde es mir auch ferner zu erhalten suchen. Treffen Sie nur Ihre Dispositionen zu Ihrer Sommerreise, Sie können dies getrost, Ihr reizendes Bildchen „Verlassen" hat, wie mir soeben gemeldet wurde, einen Käufer gefunden, und einen Teil des Kaufpreises können Sie nicht besser verwenden als zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalte auf dem Lande oder an der See, der Ihnen und dieser kleinen Person sehr wohl thun wird. Sie selbst sehen schon lange blaß und erschöpft aus, und für Trudchen liegt die Gefahr nahe, bei ihrem lebhaften Empfinden nervös zu werden, wenn Sie nicht mit ihr einmal in den Sommerferien der Großstadt entfliehen."

„Sie würden also auch mit den Bestellungen einige Wochen warten?" fragte Frau Werner mit frohem Aufleuchten ihrer ernsten Augen.

„Gewiß, gern," erwiderte Herr Berger, „Komm, kleine Leidträgerin, gieb mir Dein Händchen und trockne Deine Thränen. Du gehst mit Mama in die Sommerfrische."

„Siehst Du, Mütterchen, er ist so gut, er kann's, er thut's." Im Uebermasse Ihres Entzückens reckte sie sich auf die Fußspitzen und bot dem Kunsthändler ihre rosigen Lippen zum Kuß.

„Trudchen, Kind, wie bist Du so stürmisch und zudringlich!" Ein tiefes Rot der Verlegenheit bedeckte für einen Moment das feine Antlitz der jungen Frau; mit stiller Bewunderung ruhten die Augen des Kunsthändlers auf demselben; er gab das Kind sofort frei, das er in seine Arme genommen hatte.

„Verzeihen Sie, verehrte Frau, aber Trudchen ist entzückend in ihrer frischen Natürlichkeit."

Frau Werner lächelte fast schmerzlich: „Ich glaube, ich werde Trudchen strenger erziehen müssen."

„Nein, nein," warf Herr Berger lebhaft ein, „Strenge wäre bei diesem zarten Kinde nicht angebracht; aber ich rate Ihnen dringend, suchen Sie bald mit Beginn der Ferien eine Sommerfrische auf."

Der jungen Frau schien es jetzt erst zum Bewußtsein zu kommen, daß sie den Kunsthändler nicht einmal gebeten habe, weiter zu kommen; mit halbem Lächeln sagte sie: „Die Küche ist ein eigentümlicher Ort für unsere Unterhaltung, und ich habe Ihnen noch nicht einmal für die frohe Botschaft gedankt."

„Pah, Dank! Es war einfach Pflicht, Ihnen den glücklichen Verkauf Ihres Bildes bald zu melden; nun wird Ihnen und Trudchen das Mittagessen doppelt gut schmecken! Verfügen Sie also zu jeder Zeit über tausend Mark."

Frau Werner neigte leicht das Haupt, und reichte dem freundlichen Manne die Hand, die er in warmem Drucke faßte und leicht an seine Lippen führte. Mit tiefer Verbeugung gegen sie, dem Kinde, das ihm mit artigem Knixe das Händchen reichte, die klare Stirn küssend, verließ er die Mutter und das Kind.

Unterwegs murmelte er vor sich hin: „Brave, tüchtige Frau! Sie hat es verdient, daß ihr Fleiß und ihr Talent nicht unbeachtet blieben."

Abends saß Frau Werner am Bettchen ihres schlafenden Lieblings und rechnete. Würde sie ihrem Kinde den Herzenswunsch erfüllen und einen Sommeraufenthalt aufsuchen können. Sie selbst wünschte es sehnlichst; dem zarten Kinde würde Landluft oder noch besser Seeluft von großem Nutzen sein; hatte dies nicht schon im verflossenen Sommer der Arzt dringend geraten? Und sie selbst fühlte sich auch oft so matt. Sie seufzte! Wenn sie krank würde? Nicht mehr malen konnte? Sie dürfte nicht in ihrer Arbeitslust und Arbeitsfreudigkeit erlahmen, und darum wollte, mußte sie einen Teil der aus dem Verkaufe des Bildes erlösten Summe zur Stärkung ihrer eigenen wie des Kindes Gesundheit verwenden, wenngleich sie das Geld bei weitem lieber unangetastet auf die Sparkasse getragen hätte. Und gewiß, neue Eindrücke würden sie nicht allein körperlich erfrischen, sie auch geistig beleben, ihre Schaffenskraft steigern, so daß sie bei ihrer Heimkehr neben den bestellten Malereien auch wieder an eigene Kompositionen sich würde wagen können.

Sie klappte das Buch zu und blickte gedankenvoll vor sich hin, bis sich ihre Mienen verdunkelten, ein unendlich bitterer, schmerzvoller Zug sich um den feinen Mund lagerte.

Stunden vergingen, ehe sie aus ihren Träumen erschreckt auffuhr.

Welche Bilder mochten vor ihrem geistigen Auge aufgestiegen sein, als sie so in Gedanken versunken in der mondhellen Nacht am Bette ihres Kindes den ruhigen regelmäßigen Atemzügen desselben lauschte. Keineswegs waren es freundliche Gedanken, die sie erfüllten und bewegten; wie um dieselben zu verscheuchen, strich sie mehrere Male mit der Hand über die weiße Stirn, die schlanke Gestalt richtete sich stolz auf, die feinen Lippen preßten sich fest aufeinander, als sollten sie sich nie mehr zu einem frohen Lächeln öffnen, als wollten sie bittere Worte, die sich den Weg darüber zu bahnen strebten, zurückdrängen!

Doch in diesem Augenblicke warf das schlafende Kind sich unruhig auf die andere Seite; erschreckt beugte sich die Mutter über dasselbe; der süße Kindermund zuckte wie in heftigem Schmerze, und im Traum befangen lallte es weinerlich: „Ach nun bleiben wir doch hier!"

„Nein, Nein, mein Liebling," flüsterte die Mutter weich und zärtlich. Fortgeweht war aus ihren Zügen alle Bitterkeit, alle Härte, nur Liebe leuchtete aus ihnen, diese innige, heiße Liebe für das sonst schutzlose schlafende Wesen, das ihr gehörte, ihr ganz allein, das ihr Schatz, ihr Kleinod, ihr Ein und Alles war, auf das niemand Anspruch hatte.

* * *

Daß doch angenehme Zeit so schnell vergeht! Die schöne Ferienzeit war bald vorüber! Frau Werner dachte es mit stillem Bedauern, indem sie dabei nach ihrem Töchterchen blickte, das munter spielend mit kleineren und größeren Gefährtinnen sich unten am Strande tummelte. Wie wurde da gegraben, geschaufelt und gebaut. Trudchen war sichtlich erstarkt; sie war überall bekannt, nicht nur unter den Kindern, während Frau Werner sich von dem großen Strom der Badegesellschaft entfernt hielt und ganz für sich lebte, wie sie es auch daheim that. Sie sehnte sich nicht nach Bekanntschaften, im Gegenteil, sie wich ihnen aus, wo und wie sie nur immer konnte. Sie liebte es, mit ihrem treuen Begleiter, dem Skizzenbuche, ein Plätzchen in den Dünen aufzusuchen, von dem aus sie ihr Kind beobachten konnte, um hinaus zu schauen auf die weite wogende See, still dem Rauschen der Wellen zu lauschen, ihr wechselvolles Spiel zu beobachten, bisweilen eifrig den Stift führend. Das Lachen und Jubeln der munteren Kinderschar tönte oft an das Ohr der einsamen Frau, welche häufig das Spiel der Wellen mit dem Leben der Menschen verglich. In ihre Gedankenwelt verloren, hatte sie keine Ahnung, daß sie oftmals selbst der Gegenstand der Beobachtung eines Badegastes war, einer älteren Dame, die einsam am Strande weilte, wo sie die rauschenden Wellen beobachtete gleich jener, ebenso oft auf die spielenden Kinder schaute und sie verlangend mit ihren Blicken suchte, es aber peinlich vermied, von ihr gesehen zu werden.

Jetzt kam ihr Töchterchen auf sie zugeeilt, auf halbem Wege plötzlich einen Moment stehen bleibend, grüßte und nickte sie mit den kleinen Händen und dem Köpfchen nach einer Stelle in den Dünen und lief dann mit verdoppelter Schnelligkeit auf ihre Mutter zu: „Nicht so wild laufen, Du erhitzest Dich zu sehr!" sagte die Mutter fürsorglich. Und nach kurzer Pause fuhr sie fort: „Sag einmal, Trudchen, wen grüßtest Du denn da eben so sehr vergnügt?" und hielt das Kind einen Augenblick am Röckchen fest. Das kleine Mädchen beugte sich schnell zurück und flüsterte geheimnisvoll:

„Das war die alte Dame, die mich schon mehrmals geküßt hat. Ich wollte es nicht leiden, wollte ihr sagen, meine Mama hat es verboten, aber

sie ist immer so freundlich zu mir, sieht mich immer so traurig an, und grüßen muß ich sie doch, nicht wahr?"

Die Mutter nickte gedankenvoll; schon war Trudchen davon geeilt. Seltsam, sie war der alten Dame noch nie begegnet, die ihr Kind doch täglich sah, und von der Trudchen ihr immer erzählt hatte, wie gut und freundlich sie sei, ja sie habe sie auf den Arm genommen und geküßt.

(Fortsetzung folgt.)

Jacob Rodriguez Pereira.

„Es wird keine Taubstummen mehr geben,
sondern nurTaub-Sprechende".

Diese Worte bargen etwas ungemein Tröstendes in sich für alle Menschenfreunde. Ganz besonders werden aber diejenigen von dem hohen Wert dieses Ausspruchs überzeugt sein, welche Gelegenheit hatten, mit solchen Unglücklichen zu verkehren. Sie werden eingesehen haben, dass nur durch die Sprache der Taubstumme der Menschheit wiedergegeben werden kann. „Es wird nur Taub-Sprechende geben!" Diese Worte im Jahre 1749 der Akademie zu Paris zugerufen, sind ein Erlösungswort geworden, für viele dieser Unglücklichen, hoffentlich bald für alle.

Versuche, Taubstumme sprechen zu lehren, waren schon früher gemacht worden, neu war der Gedanke nicht; aber so klar war das Ergebnis mühseliger, aufopfernder Arbeit der Welt noch nicht gesagt. Und von wem? Von einem Kaufmann, den die Liebe zu seiner unglücklichen Schwester zum Lehrer machte, zum ersten Lehrer der Taubstummen in Frankreich, wie die Inschrift am Fusse des Reliefs einer ihm gewidmeten Erinnerungstafel zeigt.

Jacob Rodriguez Pereira,

einer jüdischen Familie entstammend, erblickte 1715 im spanischen Städtchen Balanga das Licht der Welt. Sein Vater, ein Handelsmann, wanderte später nach Portugal aus und liess sich bei Lissabon nieder. Schon früh zeigte Pereira eine ausserordentliche Neigung wie auch ein vorzügliches Talent für mathematische Wissenschaften. Sein lebhafter Geist und eine grosse Ausdauer erleichterten ihm die Aneignung einer gründlichen Bildung und umfassender sprachlicher Kenntnisse. Neben seiner Muttersprache, dem Spanischen, verstand er das Portugiesische, Französische, Lateinische und Hebräische. Sogar dichterische Fähigkeiten sind ihm nicht abzusprechen, wenn seine Gedichte auch nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren.

Die Familie Pereira hatte das Unglück, ein taubstummes Mädchen zu besitzen, und Eltern und Geschwister waren um die Ausbildung des-

selben bemüht. Vor allen Dingen nahm sich der 20jährige Jacob Rodriguez seiner Schwester an. Mit Eifer studierte er Schriften, die über den Unterricht Taubstummer berichteten.

1741 verliess Pereira Portugal und siedelte nach Bordeaux in Südfrankreich über, wo er sich als Kaufmann niederliess und seinen Namen in Pereire änderte. Immer wieder fesselte ihn das Interesse für die Taubstummen und ihre Bilduug. In La Rochelle, wo er zufällig geschäftlich zu thun hatte, fand er einen jüdischen Taubstummen von 13 Jahren, den er mit Erfolg im Sprechen unterrichtete. Eine öffentliche Prüfung desselben vor der dortigen Akademie machte berechtigtes Aufsehen und lenkte die Aufmerksamkeit auf den Lehrer. Der Direktor der Pachtgüter von La Rochelle übergab ihm seinen Sohn, doch erst nach langem Ueberlegen, da Pereire ein Jude war, nur auf Anraten der Benediktiner. Diese empfahlen ihn als den „einzigen Menschen, welcher den Taubstummeu die Sprache geben könnte." Ein förmlicher Vertrag wurde abgeschlossen, nach welchem der Lehrer versprach, dem jungen d' Etavigny die notwendigsten Kenntnisse der Lautsprache beizubringen. Dafür sollte er 3000 Livres für ein Jahr erhalten. Pereire siedelte nach Beaumont über und begann seine unterrichtliche Thätigkeit. Schon nach vier monatlichem Unterrichte stellte er seinen Schüler der Akademie zu Caen vor. Leider zog d'Etavigny seinen Sohn vor Ablauf der festgesetzten Zeit zurück. Mit einem Zeugnis des Benediktiner-Priors über seine Leistungen wandte sich Pereire nach Paris. Einer Aufforderung des Vicekönigs von Sardinien, die Ausbildung seiner taubstummen Nichte zu übernehmen, folgte er nicht. Da kam noch einmal der Vater seines früheren Schülers mit der Bitte, das unterbrochene Bildungswerk wieder aufzunehmen. 1749 im Sommer stellte Pereire seinen ausgezeichneten Schüler der Akademie der Wissenschaften zu Paris, dem höchsten Forum der Wissenschaft in Frankreich vor. Eine besondere Denkschrift über den Unterricht der Taubstummen überreichte er gleichzeitig, hütete sich aber, bestimmte Anhaltspunkte für seine Methode zu geben. Die Bevollmächtigten der Akademie äusserten sich sehr günstig über die Unterrichtserfolge, ja sie hofften sogar, dass Pereire seinen Schüler dahin bringen würde, das ihm Vorgesprochene von den Bewegungen der Lippen abzulesen.

Bald darauf wurde ihm ein neuer Schüler Sarboureaux de Fontenay zum Uuterricht übergeben. Dieser Taubstumme, der sich durch seine Begabung und durch seinen eisernen Fleiss ein bedeutendes Wissen und eine bei Taubstummen äusserst seltene Herrschaft über die Sprache aneignete, hat seinem Lehrer einen dauernden Ruf gesichert. Die Akademie stellte nach einer Prüfuug fest, dass dieser Schüler alle Laute und Wörter der französischen Sprache deutlich und klar aussprach, den Sinn

der im Verkehr gebräuchlichen Wörter verstand und auch das Handalphabet geläufig gebrauchen konnte. Letzteres, — auch Fingersprache genannt — sucht durch gewisse Stellungen der Hand (man sieht solche an der Seite des Reliefs) die einzelnen Schriftzeichen zu ersetzen. Durch das Zusammenwirken der Hauptsprache mit der Fingersprache und dem Ablesen vom Munde glaubte Pereire seine Erfolge erreicht zu haben. Sogar dem Könige Ludwig XV. durfte Pereire seine Schüler vorstellen. Dieser war von den Leistungen der Taubstummen so überrascht, dass er dem strebsamen Lehrer eine jährliche Rente von 800 Livres überweisen liess.

Alle Berichte bezeugen, dass Pereire mit seinen Schülern, es waren im ganzen zwölf, die glänzendsten Resultate erzielt hat; nichts ist aber mehr zu bedauern, als dass er seine Methode der Mitwelt nicht übergab. Sollte ihn die selbstsüchtige Erwartung daran gehindert haben, dass man ihn für die Mitteilung seiner Erfindung reichlich belohnen würde? Das verdunkelt den hell leuchtenden Glanz seines Namens. „Seine Methode, welche die einzig richtigen Wege zeigte, wurde nicht bekannt, ja sie kam bald in Vergessenheit — durch seine Schuld, denn ein Werk der Menschenliebe duldet keine Selbstsucht.“ Hätte er sein Verfahren frei und offen ausgesprochen, so hätte er seinem Werke erst dauernden Wert verliehen. Pereire starb 1780 zu Paris. Auf dem von ihm beschrittenen Wege folgte man nicht. Die Lautsprache trat für die Taubstummen Frankreichs in den Hintergrund. Handalphabet, Gebärdesprache und Schrift überwucherten dieselbe. Deutschland trat die Erbschaft an, indem Samuel Heinicken dem Ausspruche Pereires erst die wahre Allgemeinheit gab. Tausende von Entstummten erfreuen sich bei uns des Gebrauches der Lautsprache, während man sich in Frankreich von der künstlichen Gebärdesprache noch nicht freimachen kann.

Sprüche.

Von Rabbiner Dr. M. L.

So manches Sprichwort, das ihr täglich hört und das auch euren Beifall besitzt, kommt aus dem Talmud. Ich nenne euch nun mehrere talmudische Sprichwörter und verspreche euch, weitere folgen zu lassen, vorausgesetzt, dass diese euch gefallen. Ihr werdet gut daran thun, für jedes dieser Sprichwörter vergleichsweise ein deutsches heranzuziehen und euch dann jene genau zu merken. Ihr gewinnt so einen grösseren Schatz an schönen Sprichwörtern, die ihr dann zur rechten Zeit anwenden könnt und beherzigen sollt.

„Eine Myrthe heisst Myrthe und wird so genannt, steht sie auch zwischen Farrenkraut.“

„Ein Arzt umsonst ist nichts wert.“

„Sieben Jahre war Hungersnot — aber an des Handwerkers Thüre kam sie nicht.“

„Gelassen, gelassen! das ist vierhundert Sus wert.“

„Ein Kamel verlangte nach Hörnern, da schnitt man ihm die Ohren ab, die es hatte.“

„Wer Schmerzen hat, der gehe zum Arzte.“

„Das Kleid ist dem, der es hat, teuer.

„Nicht die Maus ist der Dieb, sondern das Mauseloch.“

Ein Jugendstreich.

Wirklich erlebt. (Nachdruck verboten.)

Der Neumann Wilhelm und der Schwarzer Albert das waren ein paar „richtige Intimusse,“ das wußte nicht bloß jedes Kind im Städtchen, sondern auch die „großen Leute“, und gerade die hatten die größte Freude an uns beiden stillvergnügter Freundschaft huldigenden Knaben. Die „andern Jungen“ waren weniger ergötzt von unserem schönen Verhältnis, sie waren wohl ein bischen neidisch auf mich, denn hätte einer von ihnen sich Alberts Freundschaft zu erfreuen gehabt, so wäre er von aller Schulsorge frei und ledig gewesen; mein Intimus war nicht bloß ein Schüler von ungewöhnlicher Begabung, er war auch ein „guter Kerl,“ — von dem könnte einer nach Herzenslust abschreiben — und da muß gerade der Neumann Wilhelm mit „dem“ verkehren, der hat's doch gar nicht nötig. Nun freilich hatte ich das nicht, aber weil unser Verhältnis durch keinen Ausblick nach eignem Nutzen getrübt wurde, erhielt es sich in ungeminderter Schönheit. Mich kostete es nun freilich manches Opfer, denn ich war ein fideler Bursche, zu allerlei Streichen aufgelegt und liebte die munteren Bewegungsspiele mit den Kameraden, der Albert aber war ein schwächliches und kränkliches Kind, er konnte oft nicht mitspielen. Dies wurde ihm fälschlich als Stolz ausgelegt, so wenig auch eine Spur dieser häßlichen Eigenschaft in seiner Seele vorhanden war. Aber Ihr wißt ja, wie ungerecht über einen Kameraden geurteilt wird, der in allen Lehrgegenständen der „Erste“ ist, beim Spielen aber der Letzte.

Wir widmeten also, wenn auch unfreiwillig, unsere freie Zeit dem Gespräche. Was wir da alles für dummes Zeug mit der klügsten Miene von der Welt zusammen geschwatzt haben, wie könnte ich's heut noch wissen? Wessen ich mich besinne, das war im Grunde so dumm nicht: wir sprachen viel von David und Jonathan, das lag nahe, wir erörterten die Frage, ob Simson stärker gewesen sei oder der Riese Goliath; wir entschieden uns für den ersten. Dann kamen wir gewöhnlich auf die Zoologie

und stritten darüber, ob der Löwe oder der Tiger das stärkste Tier sei; schließlich erkannten wir dem Löwen eine größere Kraft zu. Als ich aber einmal in einer Menagerie, die sich in meiner Heimat vorübergehend aufhielt, den Elefanten gesehen hatte, da war ich geneigt, den Löwen als König der Tiere abzusetzen; denn das war doch klar, daß der Elefant wie an Größe so an Kraft allen anderen Tieren überlegen ist. Albert aber meinte, nicht auf die Körperkraft komme es dabei an, gewiß sei auch unser König nicht der stärkste Mann im Lande, aber keiner könne sich an Tapferkeit und Großmut ihm vergleichen. Das war gewiß nicht thöricht gedacht von einem achtjährigen Knaben, ich glaube, kein „Großer" brauchte sich solchen Ausspruchs zu schämen. Gewiß, mein Albert war weit über seine Jahre hinaus verständig, und ein frommes Herz besaß er auch.

Wer hätte ihm aber die Anstiftung zu dem Streich zutrauen mögen, den ich Euch hier erzählen will.

Also, wir besuchten an einem schönen Sabbat im Spätsommer wie gewöhnlich den Nachmittagsgottesdienst. Wir Unzertrennlichen saßen natürlich zusammen auf einer der hintersten Sitzreihen. Niemand achtete unser; denn mein Vater war auf einer Geschäftsreise abwesend und der Alberts in seiner Eigenschaft als Vorbeter von seiner heiligen Aufgabe voll in Anspruch genommen. Indessen hing sein sonst so frommes Söhnchen unheiligen Plänen nach. Es sollte dem Synagogendiener ein Streich gespielt werden. Wir beide sollten uns nach beendigtem Gottesdienste unter einer Bank verstecken und von dem mürrischen alten Manne einschließen lassen, alsdann wollten wir rufen und ihn zwingen, unseretwegen noch einmal aufzuschließen. Dieses alberne Vorhaben verursachte uns im voraus so viel Vergnügen, daß es mit unserer Andacht bei jenem Gottesdienst gar schlecht bestellt war. Unser Plan sollte über unser Erwarten gelingen. Alberts Vater verließ im Gespräche mit unserem würdigen Vorsteher das Gotteshaus; wir bösen Buben folgten den übrigen Betern bis zur Thür, um da stehen zu bleiben und schnell hinter die letzte Bank zu schlüpfen. Bald drehte sich der schwere Schlüssel und verschloß die Innen-Thür; nun wollte ich eben meine Stimme erheben und den Synagogendiener zurückrufen, das genügte aber Albert nicht. Es vergingen wohl nicht mehr als 10 Sekunden, da schob sich der Riegel knarrend vor die Außenthür. Nun riefen wir beide aus Leibeskräften, aber der schwerhörige Mann vernahm uns nicht mehr: wir waren Gefangene.

Ich war zu Tode erschrocken; blitzschnell fuhr es mir durch den Kopf, daß erst am nächsten Freitagabend die Synagoge wieder geöffnet würde; bis dahin aber wären wir sicher Hungers gestorben. Albert beruhigte mich, die Eltern würden uns ja spätestens zum Abendbrot vermissen, und da uns niemand habe hinausgehen sehen, so müsse man sofort erraten, wo wir uns befinden. Das werde zwar ohne gelinde Zurechtweisung nicht abgehen; nun! die würden wir eben erdulden.

So ganz wohl um's Herz war es ihm dabei gewiß auch nicht, und so suchten wir Trost im Gebet. Wir empfanden jetzt das Unrecht, das wir begangen hatten, indem wir beim Gottesdienste so wenig andächtig gewesen waren, und wir beschlossen, das Versäumte nachzuholen. So betete ich laut das Minchagebet vor, und dann sprach Albert das Maariwgebet.

Dabei schwand die Beunruhigung dahin, die uns gepeinigt hatte. Wir begannen darüber nachzudenken, wie wir, im äußersten Notfalle, uns selbst aus der gefährlichen Lage befreien wollten. Zuvor aber gelobten wir einander, vor Sabbatausgang nichts zu unternehmen. Uns bei verschlossenen Fenstern durch Rufen bemerkbar zu machen, war kaum möglich, das verwehrte die Dicke der Mauern. Überdies steht unsere Synagoge inmitten eines Gartens am Ende des Städtchens, und nur wenige Fußgänger kamen dort vorbei. Ein Fenster zu öffnen wäre das Einfachste und Sicherste gewesen, wenn es uns nur erreichbar wäre; aber die großen Spender des Lichtes lagen so hoch, daß wir kleinen Männer, selbst wenn wir auf eine der Bänke stiegen und uns noch des zum Anzünden der Kronleuchterkerzen bestimmten Stockes bedienten, nicht einmal den untern Rand erreichen konnten. Ich kam nun auf den Gedanken, wir möchten bei Anbruch der Nacht alle Kerzen anzünden, um durch die ungewöhnliche Beleuchtung des Gotteshauses die Aufmerksamkeit irgend eines Vorbeikommenden zu erwecken. Nur stiegen in uns Zweifel auf, ob wir berechtigt seien, am Sabbat nach Zündhölzern zu suchen, die wir doch abends nicht finden konnten. Da fiel uns ein, daß unser Lehrer, Alberts Vater, uns erzählt hatte, man sei in Fällen dringender Lebensgefahr von der Erfüllung der Sabbatgebote befreit. Schrecklich war uns der Gedanke, daß wir uns in Lebensgefahr befanden; völlig bestürzt aber waren wir, als wir an der Stelle, wo nach Alberts Behauptung die Zündhölzer sonst aufbewahrt wurden, nur eine leere Schachtel vorfanden. In der Hoffnung auf Selbsthilfe sahen wir uns betrogen. Die Zeit des Abendessens mußte nach unserer Vermutung längst vorüber sein, und niemand nahte zu unserer Befreiung.

Ein Hoffnungsschimmer blitzte mit dem Gedanken auf, es könne ein Mitglied der Gemeinde im Laufe der Woche, gar wohl schon morgen seine „Jahrzeit" in der Synagoge abhalten, und schon schickten wir uns an, das in inbrünstigem Gebete zu erflehen. Aber das Thörichte solchen Beginnens leuchtete uns sofort ein. „Wie ist es möglich", so sagte ich zu Albert, „durch unser Gebet es zu erreichen, daß morgen eine Jahrzeit stattfinde, dazu muß ja der Angehörige eines Gemeindemitgliedes genau vor einem Jahre verstorben sein. Ein solches Zusammentreffen würde für uns ein unverdientes Glück bedeuten, aber herbeigeführt kann es durch kein Gebet werden, und so unnütz beten, sei sündhaft. Nein, wir wollen unsere Rettung Gott anheimstellen, er wird sich unser annehmen, wenn wir auch gegen ihn und noch mehr gegen unsere guten Eltern gesündigt haben; schon um ihretwillen, um sie nicht

durch unseren Tod zu bekümmern, wird Gott uns nicht verlassen." Vor meiner Seele stand das Bild meiner guten Mutter; wie mochte sie sich um ihr Söhnchen bangen, während mein lieber Vater in einer fernen Stadt weilte, um eine neue Nahrungsquelle für seine Familie zu erschließen. Gewiß hatte er keine Ahnung davon, daß seinem Knaben inzwischen der Hungertod drohe.

Wir stellten uns in der Mitte des Gotteshauses unter dem großen Kronleuchter auf, der an einem himmelblauen Seile befestigt war. Dieses führte hinauf zu einem kleinen Türmchen von achteckiger Gestalt. Die acht Seiten wurden von ebensoviel Fenstern gebildet, die Decke aber war von himmelblauer Farbe und mit goldenen Sternen übersät. Warum wir diese Stelle auffsuchten, ich wag's nicht zu sagen. Vor den heiligen Altar zu treten, davon hielt uns die Scheu und das Bewußtsein begangenen Unrechts ab. Unser Gebet war kurz: „Gedenke unser zum Leben, o König, der du am Leben Wohlgefallen hast, thue es um deinetwillen, Gott des Lebens. Thue es um der guten Eltern willen, die nichts gefehlt haben, die durch den Tod ihrer Söhne tief betrübt würden. Thue es um unseretwillen, die wir gefehlt, aber unsere Sünde bereuen. Nie wollen wir wieder aus Leichtsinn fehlen, o, errette uns!"

Nach diesem inbrünstigen Gebet zog tiefer Friede in unsere Seele ein. Mir war es zu Mute, als ob ich schon erretet wäre, als säße ich daheim bei dem guten Mütterchen, und die habe mir schon mein Unrecht vergeben. Mir flossen Thränen der Rührung von den Wangen, mir war gar nicht mehr bange, ich fühlte meine Seele frei von aller Not und sprach also zu meinem Freunde: „Wenn wir mit Gottes Hilfe befreit werden, dann wollen wir diese heilige Stätte nicht wie Flüchtlinge verlassen, denn das wäre undankbar gegen Gott, dem dieses Haus geweiht ist, und der uns zu unserem Heile hier zurückgehalten hat." Wir hielten uns baldiger Erlösung versichert. Wir bangten nicht, als die Sonne unterging und Finsternis den weiten leeren Raum erfüllte, kein abergläubisches Grauen beschlich uns, als der Vollmond sein bleiches Licht durch das bunte Fenster oberhalb der heiligen Lade an der Ostwand sandte. So seltsam auch und ungewohnt uns das Gotteshaus in dieser Beleuchtung erschien, wir bangten nicht. Dabei schimmerte und flimmerte es so sonderbar in dem weißgetünchten Raume, die hölzernen Säulen, die den balkonartigen Vorbau der Frauensynagoge trugen, sie erschienen gleich mächtigen Riesen. Die Malereien an der östlichen Wand zeigten in der flackernden Beleuchtung die seltsamsten Bewegungen. In der Mitte über der heiligen Lade unter dem buntfarbigen Fenster befand sich eine runde Scheibe, auf ihr prangte der heilige nie ausgesprochene Name des Ewigen. Auf diese Scheibe hielt ich meinen Blick gerichtet, und mein Leidensgenosse, der neben mir Platz genommen hatte und meine Rechte in der seinen hielt, that ebenso. Wir wandte

keinen Blick von den vier Buchstaben, die immer weiter hervorzutreten schienen, weil der Mond inzwischen auf seiner hohen Bahn weiter gerückt war und so das Licht durch ein Seitenfenster hereinfiel. Als wir merkten, daß die Müdigkeit uns übermannte, da sprachen wir unser Nachtgebet still und ruhig: „Siehe, er schläft und schlummert nie, der Hüter Israels. Auf deine Hilfe hoffe ich, Ewiger. Ich hoffe, Ewiger, auf deine Hilfe; Ewiger, deiner Hilfe bin ich gewärtig. Im Namen des Ewigen, des Gottes Israels, mir zur Rechten Michael, mir zur Linken Gabriel, vor mir Uriel, hinter mir Raphael und zu meinen Häupten die Herrlichkeit Gottes.

Erbebt und sündiget nicht, denkt nach in eurem Herzen auf eurer Lagerstätte und verhaltet euch still. Sela!“

Uns war, als ob jedes dieser Worte für uns geschrieben sei. Die Stille des Gotteshauses war in unser Herz eingezogen. Arm in Arm verschlungen, Hand in Hand entschliefen wir, und ein glücklicher Traum entrückte mich in die Arme der lieben Eltern.

Da horch! was war das? Wir fuhren durch ein heftiges Geräusch jäh aus dem Schlummer empor. Von hellem Lichte fühlten wir uns geblendet. Von neuem das merkwürdige Geräusch: der Riegel der Innenthür schiebt sich zurück.

„Unser Albert!“ „mein Wilhelm!“ so riefen Alberts beglückte Eltern und meine Mutter aus, die sich in ihrer innigen Liebe nicht wie wir die Ruhe des Schlummers gegönnt hatten. Sie hatten die ganze Zeit nach uns geforscht, bei allen Familien war unsertwegen Nachfrage gehalten worden, an allen unseren Lieblingsplätzen hatte man nach uns vergeblich geforscht. Natürlich hatte man auch daran gedacht, uns in der Synagoge zu suchen; aber der alte Tempeldiener hatte sich hoch und heilig verschworen, er hätte uns Arm in Arm hinausgehen sehen, und ebenso sprach ein Synagogenbesucher. Diese ehrliche Täuschung hätte ohne die Liebe meiner guten Mutter uns das Leben kosten können.

Nun waren alle Angst, alles Leid und alle Sorge, alle guten Vorsätze vergessen, denn ohne die Mahnung von Alberts Vater hätten wir die heilige Stätte in eiliger Flucht verlassen. Er aber sprach, indem er auf die vom mitternächtigen Monde zauberhaft erleuchtete Synagoge hinwies: „Wie furchtbar ist diese Stätte. Wahrlich, nicht anders als ein Gotteshaus . . . !

Dann sprach er uns noch ein kurzes Gebet vor, das man nach einer Errettung aus Todesgefahr zu sprechen pflegt. Und im Herzen geläutert verließen wir den heiligen Raum. Dr. W. N.

Erzählungen aus dem Talmud.

Von Dr. Doctor.

II.

Die Gotteslehre verleiht Leben.

Es war zur Zeit des römischen Kaisers Hadrian (117—138). Grenzenlos war das Elend, welches dieser grausame Herrscher über Israel brachte. Niemand durfte bei Todesstrafe die heiligen Gebote des Glaubens ausüben. Jeder Gesetzeslehrer, der in den Lehrhäusern seinen Schülern das Gesetz erläuterte und dessen Kenntnis verbreitete, hatte die schwersten Strafen zu erwarten. Von Rabbi Akiba hatte man erfahren, daß er trotz alledem insgeheim seine Schüler versammele und sie für die Gotteslehre begeistere und entflamme.

Als ihn Pappos, ein friedfertiger Mann, warnte und ihn bat, die Zusammenkünfte einzustellen, weil ihn die römischen Spione sehr leicht entdecken könnten, da sprach er: „Ich will Dir eine Fabel erzählen. Ein Fuchs ging einmal gemächlich am Ufer eines Flusses spazieren, da fiel sein Blick auf das Wasser, und er sah, wie die Fische ängstlich in demselben umherschwammen. Eilig sprang er herbei und rief ihnen voll gut geheuchelter Teilnahme zu: „Ihr lieben Fische, sagt mir doch, wovor flieht ihr denn". Da antworteten sie: „Die Menschen haben Netze ausgeworfen und, damit wir nicht in ihnen gefangen werden, suchen wir uns von ihnen möglichst rasch zu entfernen." „Ei", rief da der Fuchs, „ich wüßte eine viel bessere und zuverlässigere Zuflucht für Euch. Ist's Euch gefällig, so kommt doch zu mir hinauf auf das trockene Land, da wollen wir in Frieden mit einander wohnen, wie meine Väter mit Euren Vätern gewohnt haben."

Die Fische aber antworteten: „Wir kennen Dich, werter Fuchs, viel [illegible] als Du glaubst. Man nennt Dich zwar den „Listigen" unter den Tieren. Heut hast Du Dich nicht klug, sondern geradezu dumm gezeigt. Wenn wir schon nicht in unserem Element, im Wasser, uns sicher fühlen vor Nachstellungen, geschweige auf dem Lande. Das kennen wir ja gar nicht, dort können wir uns nicht bewegen, da wartet der sichere Tod unser."

„Gerade so", fuhr Rabbi Akiba — fort, „ist's mit uns".

Die heilige Thora, das Gottesgesetz, ist es, was uns das Leben verleiht und was uns am Leben erhält. Nur so lange wir die Gebote halten, können wir von einem wirklichen, inhaltsvollen Leben sprechen. Wer seinem Gotte im Herzen treu ist, dem können selbst die ärgsten Feinde nichts Böses thun. Geben wir aber das Gesetz auf, dann fehlt uns unser Glauben und unsere Hoffnung, wir haben den festen Halt in uns verloren und sind eine Beute der Feinde. So lange ich darum in Freiheit bin, werde ich unermüdlich Sorge tragen für die Verbreitung unserer erhabenen Lehre; wenn Gott in seinem weisen Ratschlusse mir die Freiheit rauben läßt, dann werde ich in den

Kerker gehen, in dem Bewußtsein, meine Pflicht redlich gethan zu haben."

Kaum hatte er dies gesagt, da kamen die römischen Schergen und warfen ihn in den Kerker.

(Fortsetzung folgt.)



Wer erräts?

Die Namen derjenigen Abonnenten, die in den ersten 8 Tagen richtige Lösungen an uns gelangen lassen, werden in dem nächsten Hefte veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in No. 2

I.

„Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens."

II.

18	7	14	= 39
9	13	17	= 39
12	19	8	= 39
= 39	= 39	= 39	

III.

Mozart
Altona
Rennen
Tertia
Hertha
Akazie

} Martha

Rätsel:

I. Zahlenrätsel.

1	2	3	4	5	1	Tier
2	3	6	7			Weibl. Vorname
8	9	2	6			Bindemittel (des Tischlers)
8	9	1	6			Erdart
9	8	2	7			Prophet
8	9	10	2			Stamm.

Die Anfangsbuchstaben und die Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben die Namen der Häupter zweier berühmter Schulen in Israel.

Eingesf. von Franz Mühsam-Berlin.

II. Silbenrätsel.

a, d, ab, al, e, el, he, je, kar, ki, ki, li, lom, ma, mi, nec, pfir, re, sa, se, sich, zid.

Aus diesen Silben sind Wörter zu bilden, welche bezeichnen:

1. König von Juda, 2. Hohepriester, 3. Frucht, 4. Prophet, 5. Bibl. Name, 6. Fluß, 7. Prophet, 8. weibl. Vorname. Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen eines Propheten.

Eingesf. von Edwin Kohn-Ober-Glogau.

III. Rätselhafte Inschrift (hebräisch.)

Dame ajin bo sou leona toho lech

Eingesf. von Bernh. u. Ernst Geisel-Aachen.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Flanter, Berlin N., Christinen-Straße 36.
Druck von L. Wechselmann, Berlin C., Neue Schönhauser-Straße 11.